Jahrzehnt, wie zuletzt für die fünfziger Jahre, jeweils zehn Jahre seines eigenen Lebens aufwenden will.

Immerhin arbeitet er nicht ausschließlich im Dienst an der Wissenschaft. Bei seinem Forscher-Wettlauf mit der Zeit ist er stets auch auf der Suche nach der eigenen Vergangenheit. Als junger Mann gehörte er selbst zu den Protagonisten des radikalen politischen Protests: In Nordhessen geboren, studierte er Philosophie, Soziologie und Politikwissenschaften an der Frankfurter Universität, wo er bei den Kämpen der „Kritischen Theorie“ Vorlesungen hörte: Adorno, Habermas, Mitscherlich.

1974/75 war er Asta-Vorsitzender und Mitglied der „Sozialistischen Hochschul-Initiative“, einer – wie das damals hieß – undogmatisch-linken Gruppierung, akademischer Teil jener Frankfurter Sponti-Szene um Daniel Cohn-Bendit und Joschka Fischer, die heute, 20 Jahre nach Gründung der Zeitschrift „Pflasterstrand“ im Herbst 1976, selbst zum Gegenstand zeitgeschichtlicher Forschung geworden ist.

Daß irgendwo unter dem Pflaster der Konsumwelt der Strand der Freiheit liege, war nicht nur die bildkräftige Utopie des Pariser Mai ’68, sondern auch eine Parole der Frankfurter Intellektuellenszene. In der gegenwärtigen Spurensicherung übersehene, vergessene und vergangene Möglichkeiten der Geschichte zu retten, als Kämpfer für das unterdrückte Gewesene zu agieren – mit solchen Vorstellungen Walter Benjamins hat sich Kraushaar schon damals identifiziert. Auch das gehört zur Vorgeschichte seines kolossalen Dokumentarwerks: Der Chronist als Anarchist der Zeit – und als Herr der Karteikarten.

Über 10 000 „Ereigniskärtchen“ lagern in der Basisdatei des Archivs mit dem klingenden Namen „Protest, Widerstand und Utopie in der BRD seit 1945“ im Hamburger Institut für Sozialforschung, und wäre da nicht jene kriminalistische Lust an der Recherche absurder Details und die feine Witterung historischer Logik, wo niemand sie vermuten würde – Kraushaar wäre schon längst im Ozean der Informationen untergegangen. Die pure Masse der Quellen böte allen Anlaß zur Verzweiflung: Zeitungen, Zeitschriften, Illustrierte, Monographien, Chroniken, Briefe, Tagebücher, belletristische Literatur, Broschüren, Flugschriften, Dokumentationen, Protokolle und Nachschlagewerke aller Art – allein der Registerband umfaßt 500 Seiten.

Kraushaars Chronik des Widerspruchs löst jede denkbare Legende in Tausende von Kurzgeschichten auf. Sie können nur in einer offenen Gesellschaft spielen, deren demokratische Wurzeln, wie klein auch immer, von Anfang an gewachsen sind. *Reinhard Mohr*

Indianer

Lieber rot als tot

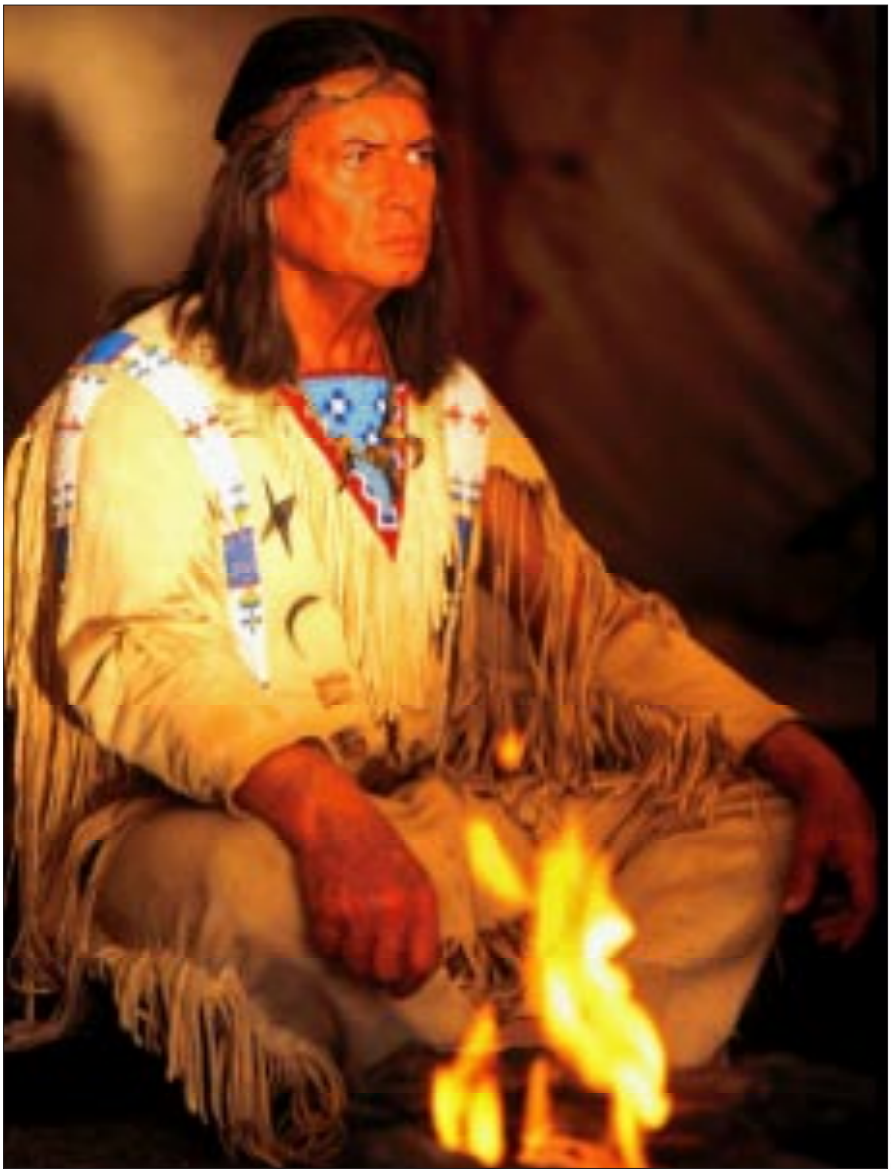
Winnetou reitet wieder. 28 Jahre nach seinem letzten Kinofilm schwingt sich Pierre Brice für das ZDF erneut in den Sattel des Apachen.

Der Maskenbildner ist den Tränen nah. Hasso von Hugo hält sich für einen „abgefuckten Profi“, dem das ganze „Filmgewichse“ kaum noch Überraschungen zu bieten hat. Nun steht er am Rande der Sierra Nevada und starrt gebannt auf den Indianer, der gerade in die Szene 175/3 galoppiert. „Det is’ Winnetou“, raunt der 50jährige. „Det is’ Kult.“

Ja, Winnetou reitet wieder – für den Frieden und das ZDF, das dem Apachenhäuptling einen neuen Zweiteiler widmet. Über sechs Millionen Mark kosten die Wiederbelebungsversuche in Südspanien. Im Sattel sitzt nicht irgendeiner, sondern *der* Winnetou: Pierre Brice, 67.

Das Alter seines Heroen macht dem Maskenbildner kaum zu schaffen: Ein stahlwolliges Haarteil und ein bißchen braune Schminke reichen, um den Rentner wieder zur Rothaut zu verwandeln. „Der Pierre isset einfach. Der war in seinem früheren Leben Indianer.“ Schlimm ist nur, daß Pierre nach 35 Jahren selbst daran glaubt.

1961 hielt sich der bretonische Adelige Pierre Louis de Bris noch als Fotomodell, Tänzer und Billigfilmfutter („Harte Fäuste, heißes Blut“) über Wasser. Dann entdeckte der Produzent Horst Wendlandt



T. SORIANO

Brice als Winnetou 1996: „Reifer und weiser“

die Karl-May-Mythen und Brice als deren Gesicht.

„Früher habe ich viele Kollegen erlebt“, erinnert sich Brice, „die nur mit Visconti oder Fellini drehen wollten. Wo sind die heute?“ In den ewigen Jagdgründen des großen Alzheimer. Brice dagegen wurde – lieber rot als tot – unsterblich.

Durch elf Winnetou-Filme hetzte er bis 1968. Danach mimte Brice jahrzehntelang in der Provinz den chronischen Krieger, erst im sauerländischen Elspe, dann bei den Karl-May-Festspielen in Bad Segeberg. Der Mantel der Geschichten wurde ihm bald zu eng. Er begann, selbst neue Legenden wie „Winnetous Vermächtnis“ zu stricken – „natürlich immer im Geiste von Karl May“. Leider hatte der Sachse seinen Häuptling in „Winnetou III“ sterben lassen – als jungen Helden. Brice aber alterte.

Schon 1979 verfiel er deshalb der Idee, daß sein Blutsbruder gar nicht erschossen wurde, sondern weiland schwerverletzt in einer Berghöhle verschwand. Dort hatte er viele, viele Monde Zeit, seine Silberbüchse und das eigene Image zu polieren. Nun kommt er – „wie ich selbst reifer und weiser“ – zu Stamm und Publikum zurück.

Szene 175/3, die zweite. „Winnetou! Winnetou!“ soll der Dorfälteste dem Heimkehrer entgegenkrächzen. Der klapprige Komparse ist nur fünf Jahre älter als der Star, aber Jahrzehnte seniler. Brice’ Mimik changiert zwischen Terminator und Gesichtslähmung. Er hört den

„Ein großer Häuptling denkt nach, bevor er handelt“

72jährigen Greis röcheln: „Winnie Puh, Winnie Puh!“ Stopp. Aus. Das Team feixt. Der Häuptling sitzt auf dem Gaul und lächelt hilflos. Er muß sich wieder klarmachen, daß ihn hier in Spanien keiner kennt. Winnetou war immer nur ein deutscher Star. Brice-Gattin Hella raunt: „Pierre nimmt das alles sehr ernst.“

Der alte Mann möchte vom ökologischen Raubbau der Weißen erzählen und vom Massenmord an den Indianern. Die Produktionsfirma besorgte eigens fünf „echte Indianer“, wie Claus Beling, ZDF-Hauptredaktionsleiter, stolz meldet.

Doch als Brice auch noch die Sklavenfrage beantworten wollte, legte sich das Team quer. Sein Buch wurde umgeschrieben, das Hauptproblem blieb: Die unschuldig-naiven Cowboy-und-Indianer-Spiele der sechziger Jahre kann man heute nicht mehr erzählen. Für eine kritische Dokumentation hat dagegen nicht mal das ZDF-Hauptabendprogramm genügend Sendungsbewußtsein.

Also wird doch wieder viel herumgeritten – auf Kleppern und Klischees. Winnetou darf das Herz der „weißen Büffelfrau“ Mary brechen. „Aber er bumst nicht herum“, versichert Hella Brice. Der reife Winnetou verweigert sich Marys Avancen. Die Altenpflegerin in spe stirbt den Heldinnentod, bevor er dem Horizont entgegenreiten kann und „Kleiner Biber“ ihm nachweint: „Winnetou wird wiederkommen. Er weiß, daß wir ihn brauchen.“

Regisseur Marijan Vajda fürchtet: „Entweder wird’s ein Riesenreinfall oder ein Bombenerfolg. Dazwischen gibt’s nix.“ Sollte der Zweiteiler im nächsten Jahr Quote bringen, wird Brice den Mythos zu Tode reiten.

„Wir sterben alle und kehren irgendwann zurück“, sagt er beim Abendessen im Hotel. Brice ist nicht gerade eine Stimmungskanone. Nur das Bundesverdienstkreuz Erster Klasse, das er sich zur Feier des Abends ans Revers seines erdbraunen Sakkos geheftet hat, schillert farbenfroh. Den Orden bekam er, weil er „als einer der populärsten Franzosen in Deutschland“ ewige Werte wie Treue, Ehrlichkeit und Mut überzeugend vermittelt habe.

„Auch ich habe manches im Leben gemacht, wo ich meine Tapferkeit zeigen konnte.“ 1995 rumpelte der Indochina-erfahrene Kämpfer Brice mit einem Hilfskonvoi durch das ehemalige Jugoslawien. Den Balkan hatte er als Winnetou zuletzt in den sechziger Jahren beritten. Danach vertraute er der *Bild*-Zeitung sein Kriegstagebuch an: „Bauchschüsse, amputierte Beine. Ich habe mich elend gefühlt.“

Gattin Hella deutet auf die Uhr. Der kleine Zeiger steht schon auf der Elf. Winnetou muß ins Bett. Jetzt könnte er seinen Text vom Nachmittag aufsagen: „Ein großer Häuptling denkt nach, bevor er handelt. Vielleicht solltest du mir das Handeln überlassen.“ Er verabschiedet sich höflich. Hella erklärt noch mal das Wesentliche: „Jeder Mensch hat in seinem Leben eine Aufgabe. Pierre hat Winnetou.“

Szene 175/3, die dritte. Brice sitzt starr auf seinem Rappen. Vor seinem geistigen Auge rauscht der Text vorüber, in der Bergkulisse hinter ihm ein Auto. An den vollverkabelten Tipis steht „Buffalo Child“, einer der fünf „echten Indianer“. Der 38jährige hat schon in „Der mit dem Wolf tanzt“ mitgespielt.

Nach zwei Wochen Dreh versteht Herr Child immer noch nicht ganz, was hier eigentlich abgeht: ein deutscher Western mit einem französischen Häuptling in der spanischen Pampa. Er lacht. „Die Indianer nehmen das eher locker nach Disney-Art“, sagt die Producerin fast neidisch.

Winnetou lacht nicht. 175/3, die vierte. Er stemmt die Silberbüchse empor. Endlich kann er in den blauen Himmel französeln: „Ja, isch bin Winnetou!“ Der Maskenbildner nickt. ❏